

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Raabe, Katharina
Das wilde Leben

East Side Stories
Herausgegeben von Katharina Raabe

© Suhrkamp Verlag
suhkamp taschenbuch 4317
978-3-518-46317-8

suhrkamp taschenbuch 4317

Frühlingserwachen auf der Krim, die mysteriöse Begegnung in einer Radarstation in den Karpaten, das Schicksal einer untergegangenen Insel in der Donau – die besten Schriftsteller aus den Ländern zwischen Ostsee und Schwarzem Meer schlagen poetische Funken aus einem Leben im permanenten Umbruch. Osteuropa, so will es das Klischee, ist der Wilde Westen nebenan: Rauher, härter, aber auch aufregender geht es dort zu, die Geschichten liegen auf der Straße. Doch um zu erzählen, was sich hinter den exotischen Kulissen des Schril-len, Tristen und Morbiden wirklich abspielt, vor allem aber: um zu zeigen, was es uns angeht, braucht es den unerschrockenen Blick und eine reiche, unabgenutzte Sprache. *East Side Stories* versammelt einige der originellsten literarischen Stimmen der Gegenwart, und es ist kein Zufall, daß sie alle in Osteuropa beheimatet sind.

Das wilde Leben

EAST SIDE STORIES

Herausgegeben von Katharina Raabe

Suhrkamp

Umschlagfoto: Reiner Riedler/Anzenberger

suhrkamp taschenbuch 4317

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlaggestaltung: Lowlypaper. Marion Blomeyer

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46317-8

1 2 3 4 5 6 - 17 16 15 14 13 12

Das wilde Leben

Mircea Cărtărescu
ADA-KALEH, ADA-KALEH

Noch heute erinnere ich mich an den Geruch des Bildes von der Insel Ada-Kaleh. Wenn ich auf dem Bett herumhüpfte, hüpfte auch jene grüne Insel mit ihrem blaßgelben Minarett auf und ab, während die Türkin im Vordergrund mal im etwas grellen Blaßgrün der Donau schwebte und mal in der blauen Schmiere des Himmels. In den ersten Tagen hatte der Geruch nach Leinöl mein kleines Zimmer bis unter die Decke angefüllt, und wenn ich das Fenster öffnete, konnte ich buchstäblich sehen, wie er hinausfloß und sich wie ein Wasserfall über die fünf Etagen aus grobkörnigen vorgefertigten Platten hinabstürzte. Er war eklig und trotzdem angenehm, wie viele andere Gerüche, der des Benzins, des Ebonits, der Nußbaumblätter und des Naturkautschuks, ja selbst der Geruch der toten Katzen auf dem Hof hinter dem Wohnblock. Die Farbe war noch nicht trocken: ich hatte mehrfach den Fingernagel hineingesteckt, er drang ein wie in Butter, bis Vater mich erwischte und das übliche Riemen-aus-den-Hosenschlaufen-Ziehen folgte. Schließlich hatte das Bild 25 Lei gekostet, sehr viel Geld für eine Arbeiterfamilie, die umgezogen war in die Chaussee Ştefan cel Mare und damit begonnen hatte, so, wie sie es eben verstand, sich das kleine Apartment zu verschönern. Der Wohn-

block war noch nicht ganz fertig, morastige Gräben, in denen die Abwasserrohre verlegt werden sollten, umzogen ihn, auch der Fahrstuhl war noch nicht in seinen bedrohlichen Schacht einmontiert, aber die Meinen hatten ihre Dinge in Angriff genommen. Erst einmal tapezierten sie mit der Gummiwalze, für jeden Raum ein anderes Muster – hier kaffeebraune Zweige, dort rötliche Eicheln, in meinem Zimmer melancholische Palmen, und alles mit glitzern-dem Tröpfchenglimmer bespritzt –, dann schleppten sie ein paar Möbelstücke an, die sie bei der Verwandtschaft eingesammelt hatten, und kauften sogar ein massives Radio mit einem großen Auge, das grün-phosphoreszierend aufleuchtete, wenn man auf die Einschalttaste drückte. Mir hatte man strikt verboten, am Radio herumzuspielen, aber in den langen Stunden, die ich nachmittags schlafen mußte, klimperte ich endlos auf seinen Tasten herum, drückte gleichzeitig zwei oder drei davon hinunter, drehte an den etwas plump geratenen Knöpfen, die aus dem gleichen, harten und beinahe transparenten Kunststoff gefertigt waren, bis der Zeiger auf dem leinenen Bildschirm von Berlin nach Warschau und weiter nach Moskau glitt. Am liebsten aber schaute ich tief in das grüne Auge, das immer kräftiger strahlte, wie ein Edelstein, je mehr sich der Apparat aufwärmte. Eines Tages, als ich wie im Rausch einem Hörspiel folgte, die Ohren gespitzt, um auch die geringsten Geräusche aus dem Speisezimmer noch aufzufangen (Vater mit seinem Damenstrumpf auf dem Kopf, damit die Haare nach hinten gepreßt würden, konnte jeden Augenblick auftauchen, um nachzusehen, ob ich schlafe), klingelte jemand an der Tür. Ich hörte Stimmen, darunter die einer unbekanntenen Frau, etwas, das in der kleinen Nachbarschaftswelt unseres Wohnblocks

äußerst selten vorkam. Manchmal kamen Frauen von den Zeugen Jehovas mit ihren Broschüren, auf denen immer das gleiche stand – »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben« –, an unsere Tür, Zigeunerinnen, die Töpfe oder Teller gegen alte Kleider tauschen wollten und endlos feilschten, und kurz vor Neujahr der Pope mit dem Weihwasser, dem die Meinen niemals öffneten, sondern durch die Tür mitteilten: »Wir empfangen nicht! Wir haben andere Überzeugungen!« Sonst hatte da niemand etwas zu suchen, außer, selbstverständlich, Tante Vasilica, Mutters Schwester. Aber deren honigsüße Stimme kannte ich gut genug. Neugierig stand ich vom Bett auf, schaute mich einen Augenblick lang im Spiegel an (ein schmales, neunjähriges Bürschchen mit nichts als einer Feinrippunterhose schaute mir in die schwarzen Augen) und ging in den kleinen Flur zwischen unseren Zimmern. Ich öffnete die Tür einen Spalt breit und lugte ins Speisezimmer. Am Tisch saß eine derart bunt gekleidete Frau, daß die Meinen neben ihr wie Kleiderpuppen aus den verstaubtesten Geschäften aussahen, beinahe hätte man sie übersehen. Die Frau rührte in der unvermeidlichen Sauerkirschkonfitüre und redete ununterbrochen. Sie hatte etliche Kartonstücke aus der Tasche gezogen und wedelte meinen Eltern damit fortwährend vor den Nasen herum. Wie seltsam sie war, eine »Dame«, anders als alle Mütter im Wohnblock, die ständig verschwitzt vor ihren Kochmaschinen standen, immerzu einen Lappen in der Hand, um die Fliegen zu vertreiben. Ihre Augen strahlten blau unter den dunkel gefärbten Wimpern hervor, und die Zähne zwischen ihren geschminkten Lippen wiesen vage Lippenstiftspuren auf . . . Ich hätte mich in ihren Schoß kringeln mögen, sogar mit meiner zerrissenen Unterhose,

mit meinen braunen Armen hätte ich ihren Hals umfassen mögen, und wir wären ewig so sitzen geblieben, Wange an Wange, mit blinzelnden Augen im grünen Halbschatten des Zimmers . . .

Sie war Malerin, erklärte mir Mutter, als mein Mittagschlaf vorüber war. Sie hatte ihnen mehrere Bildentwürfe gezeigt, von denen sie drei ausgewählt hatten: für das Speisezimmer ein paar Blumen, eine Stute mit ihrem Fohlen für den kleinen Flur und . . . die Insel Ada-Kaleh für mein Zimmer! War das nicht wunderbar? Auch wir würden echte Ölbilder haben, nicht die Katzenfotos aus den Zeitschriften und die Gobelins mit zwei sich küssenden Kindern, die alle anderen hatten. Ich, der ich stundenlang die glitzernden Palmen auf meinen Wänden betrachtete, als wären sie stets von neuem ein Wunder, konnte das nicht verstehen. Über dem Bett würde ein echtes Bild auftauchen (aber erst in einer Woche), mit vergoldetem Rahmen und sehr schön hingemalten Dingen, wie ich es bisher einzig bei Lucian, dem Sohn des Securitate-Offiziers, zu Hause gesehen hatte.

Einige Tage lang füllten die frisch gemalten Bilder die Wohnung mit ihrem Geruch. Mich kümmerten die Blumen und Pferde weniger als das Schwarze unter dem Nagel. Meines war jenes mit der Insel Ada-Kaleh, das mit den Palmen und dem riesigen Radio für mich eine phantastische Welt bildete. Ich schaute es an, bis ich halb blind war, prüfte es mit den Fingern und sogar mit der Zunge. Mir war es gelungen, jeden einzelnen Pinselstrich auf dem goldgerahmten Rechteck auszumachen. Die beiden anderen Bilder hatten eine Glasscheibe, meines aber hatte, ich weiß nicht, warum, nie eine. In der rechten unteren Ecke befand sich eine Signatur, die ich nicht lesen konnte. »Ada-Kaleh, Ada-Kaleh . . .«

Im Radio gab es ein Lied, daher kannte ich diesen Namen. Es wurde beinahe jeden Tag gespielt. Eine Frau sang es, sanft und sinnlich, es war ein türkisches Lied, denn die Insel Adakaleh, das sagte mir Mutter, war von Türken besiedelt. Die Insel, auf der Mutter selbstverständlich nie war, lag in der Donau, aber sie erzählte so von ihr, als wäre diese Insel ein Teil ihrer Vergangenheit gewesen. Für mich aber war es eine Insel aus verdichteter Musik, mitunter wurde ein Wort mit solcher Intensität gesungen, daß der feine und elastische Faden der Musik durch die Wände und in die Weite unseres Arbeiterviertels hinausdrang, wo er die nassen und durchscheinenden Eisblöcke in der Eisfabrik schmelzen ließ, die Fäden an den Webstühlen der Donca-Simo-Weberei verwirrte, die Pressen und Drehbänke des Bahnwerks rosten und die hellblauen Sodawasserflaschen in der Apparatur mit dem gewaltigen Rad in der Sodawasserfabrik an der Ecke platzen ließ.

Vom vielen Betrachten des Bildes an der Wand – vor allem wenn ich, die Augen auf das Bild gerichtet, auf meinem Bett herumhüpfte – begann ich nachts von einer wunderbaren Landschaft zu träumen, es war vielleicht die verblüffendste Landschaft, die meinen Augen oder dem größeren Sehorgan hinter der Lidklappe meines Schädels zu sehen vergönnt war. Die Donau war es, aber nicht der abstrakte Strom, den wir in der Schule durchgenommen hatten, sondern ein Strom vermischter Wasser, mit grünen und blauen Schlieren, mehrere Kilometer breit, bis an den äußersten Rand des Bildes, die mit einer erschreckenden Wut zwischen steinernen Dämmen dahinfließen. Ein horizontaler Katarakt ohne Anfang und Ende, Wirbel aus flüssigem Kristall und massiven erstarrten Tropfen, von glühen-

dem Glas, ein gewaltiger Stromleib, ein Strömen, das sich vom Mond herabstürzt oder aus der festen Quarzkugel des Himmelszelts. Glucksende und brodelnde Wasser, die wie Milliarden transparenter Krokodile ihrer Beute nachjagen, gläserne Hechte, Barben mit Windrogen. Von Felsen in Kindergestalt, die mit ihren Schädeldecken den Himmel umstürzten, gewürgte und pulverisierte Wasser. Es war die Donau bei Cazane, wie ich sie noch nie gesehen hatte, die ich aber genau so wiedererkannte, als ich sie endlich, zwanzig Jahre später, aus dem Zug sah. Bloß daß in jenem emblematischen Traum sich in den wilden Wassern, seltsamer Fötus in einem Fruchtwasserozean, eine grün bewachsene Zunge mit Moschee und Minarett erhob.

Ich wollte soviel wie möglich über meine Insel erfahren und befragte reihum die Bonbon- und Keksverkäuferin im Lebensmittelgeschäft, den Behinderten im Zeitungskiosk, meine Freunde hinter dem Wohnblock und die Arbeiter aus der Brotfabrik »Der Pionier«. Alle kannten sie; Ada-Kaleh befand sich in ihnen wie ein lebendiges Organ, wie eine Art imaginäre Bauchspeicheldrüse, ja sogar wie ein Herz, aber niemand wußte es genau, wie man ja auch nicht weiß, wie die eigene Bauchspeicheldrüse eigentlich aussieht oder ob nicht gar jeder Knochen deines Skeletts eine andere Farbe hat. Eine Insel in der Donau, die von Türken bewohnt war, und ein Lied.

Es war im Jahre 1965. Im Bauernhaus meines Großvaters hatte ich in einer Halva-Schachtel, die hinter einem Dachbalken versteckt war, eine Handvoll großer und schwerer Silbermünzen gefunden. Darauf war ein Kopf mit Bakkenbart und Krone zu sehen. Ringsum stand: König Ferdinand. »Wer war König Ferdinand?« fragte ich Mutter, die

auf dem Gang mit einem Stein Nüsse aufklopfte. Mutter sagte mir, daß es früher Könige gegeben hatte. In der Schule wurden sie nicht erwähnt. »Sprich auch du nicht darüber, denn es ist nicht erlaubt.« Auf den mit rohseidenen Handtüchern geschmückten Wänden hingen viele Ikonen in Rahmen aus zerstampftem, blau oder rot eingefärbtem Glas. Was war mit den Heiligen, den Engeln, mit Gott? Wo lebten die? Juri Gagarin war im Himmel gewesen und hatte sie dort nicht angetroffen. Ich hatte einmal in einem Album ein seltsames Gemälde gesehen: Jesus Christus erhob sich aus einem Grab, und ringsum befanden sich römische Soldaten, genau solche, wie sie im Geschichtsbuch abgebildet waren, aber sie sahen verängstigt aus, waren kurz davor, davonzulaufen. »Mutter, hat Jesus zur Römerzeit gelebt?« hatte ich gefragt. Mutter wußte nicht, was sie mir antworten sollte. Auch über Jesus Christus wurde in der Schule nicht gesprochen.

Dann bin ich gewachsen. Ich hüpfte nicht mehr auf dem Bett herum. Das Bild von Ada-Kaleh wurde von Fliegen befleckt und begann brüchig zu werden. Die Beschichtung des Rahmens war ganz zerfressen. Mit der Gummiwalze tapezierte Zimmerwände waren aus der Mode gekommen, also wurde bei uns neu und einfacher gestrichen, bloß noch eine Farblinie, die um die Decke lief. Diese Art des Malerns nannte man »Spiegel«, und tatsächlich, wenn ich lange auf die weiße Zimmerdecke schaute, konnte ich in ihrem Kalk Schlachten und uralte Städte erkennen, Drachen und nackte Frauenbrüste, deren Brustwarzen von einem Ring mit einer Perle durchstoßen waren. Auch mich selbst konnte ich sehen, einen schmalen Heranwachsenden mit schwarzen, auf die Zimmerdecke gerichteten Augen. Auch spielte

ich immer noch mit dem Radio; es war mir gelungen, die durchlöchernte Kartonplatte an seiner Rückseite zu öffnen, und es machte mir großen Spaß zu sehen, wie die Spule am Ferritkern entlangglitt, wenn ich an dem gelblichen Knopf drehte. Dann vermischten sich Stimmen und Liedfragmente in verschiedenen Sprachen. Und die Anzeigennadel bewegte sich an Städtenamen entlang, von denen ich damals dachte, daß ich niemals dorthin reisen würde: London, Paris, Wien, Prag, Warschau . . . Ab und zu fing ich auch die nostalgischen Modulationen des Liedes von damals noch ein, »Ada-Kaleh, Ada-Kaleh«, dies geschah jedoch immer seltener und kam, so schien es, von weit her. Die Sendung »Hier spricht Moskau« war verschwunden, dafür war »Gute Nacht, Kinder« geblieben, und »Die Windrose«, eine Sendung zur Popularisierung der Wissenschaft, war eben neu hinzugekommen. Hier habe ich zum ersten Mal etwas von dem großen Projekt eines Wasserkraftwerks am Eisernen Tor erfahren, das von der Sozialistischen Republik Rumänien und der S. F. R. Jugoslawien genau dort in Cazane gebaut werden sollte, an dem überwältigenden und beängstigenden Ort, an dem die Donau wie ein horizontaler Wasserfall dahinströmte. Ich hörte auch von dem gewaltigen Stausee, der das kolossale Wasserwerk speisen sollte, von den gigantischen Schleusen, vom unterirdischen Turbinensaal, von den Schaufelrädern mit noch nie dagewesenem Umfang. Ich erfuhr, daß die brüderliche Freundschaft zwischen zwei benachbarten sozialistischen Völkern zur Verwirklichung dieses kühnen Projekts geführt hatte, das einen Großteil der in beiden Ländern benötigten Energie liefern würde. Aber ich hatte nicht erfahren, ob die Stadt Orschowa im Wasser verschwinden würde. Genausowenig hatte ich erfahren, daß

die Insel Ada-Kaleh, die meine Phantasie schon lange ange-
regt hatte, bevor ich sie tatsächlich kennenlernte, nunmehr
von Welsen und Stören am schlammigen Grund des Stau-
sees bevölkert sein würde. Schließlich werde ich, dank einer
damals unvorstellbaren historischen Umwälzung, in beina-
he alle Städte (irreale, irreale, wie bei Eliot) reisen, über die
auf dem Sendersuchfeld der Radioanzeige die Nadel geglit-
ten war, aber ich würde niemals Ada-Kaleh, die damals noch
reale Insel sehen, real, wie die Realität selbst, jeder Gras-
halm war real, jedes Körnchen Kalk auf dem zylindrischen
Minarett war real, jedes Motiv in den Arabesken des mär-
chenhaften Teppichs – real, real und trotzdem durchschei-
nend wie alle Städte, Wolken, Köpfe und Würmer dieser Welt
in Ruinen. Noch bevor ich erwachsen wurde, sollte die Insel
unter dem Wasser verschwinden, etwa so wie die Thymus-
drüse, die sich zum Ende der Jugend in die Brust zurück-
zieht. Und sie mußte verschwinden, damit für mich aus
einem Kindheitsmythos ein konkreter Ort werden konnte,
an dem einmal Menschen gelebt haben.

Die Tragödie der Insel Ada-Kaleh, die 1970 vom Wasser
verschlungen wurde wie die Welt von der Sintflut, prägte
sich meinem Bewußtsein erst später ein, im folgenden Jahr-
zehnt, als ich damit begann, aus allen möglichen Quellen
Informationen zu sammeln, die geeignet sein konnten, zwar
nicht eine konkrete Welt aus den Fluten heraufzuholen,
aber doch wenigstens ein Skelett, auf das ich meine Phan-
tasmen und meine Nostalgie stützen konnte. Ich fand ein
paar Artikel in alten Zeitungen und etliche Bilder, die in
Druckerschwärze ertrunken waren und die ich mit Reißnä-
geln an den Rahmen des Bildes heftete, das immer noch
mein Zimmer »schmückte«. Ich hatte darunter, in dem von

den Sprüngen meiner Kindheit durchhängenden Bett, schon mit den ersten Mädchen Liebe gemacht. Diese Mädchen hatten noch nie etwas von der Insel Ada-Kaleh gehört, glaubten auch nicht, daß es sie je außerhalb meiner famulierenden Dichterphantasie gegeben hatte. Von den Sexstunden ausgeweidet, schwebte ich wie ein weicher Ballon durchs Zimmer und erzählte allen die gleiche Geschichte mit dem genierlichen Gefühl, sie eben erst erfunden zu haben. Aber im Unterschied zu uns, den im Labyrinth der Leintücher Verirrten, war diese Geschichte wahr.

Ada-Kaleh war eine Insel von zwei Kilometern Länge und etwas weniger als einem halben Kilometer Breite gewesen. Sie befand sich an der La Cazane genannten Stelle, wo sich das Flußbett der Donau verengte und die Wassermassen durch einen überwältigenden Engpaß mit Felsen, die sich in den Wolken verloren, strömten. Seinen Namen hatte der Ort von den ersten Festungsbauten, die Iancu de Hunedoara hier gegen die Türken errichtet hatte. Als die Türken kamen, nannten diese sie Burg-auf-der-Insel: Ada-Kaleh. Weil die ausgefranzten Ränder der Grenze zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgerreich sich häufig über die Insel hinweg verschoben, änderte diese ebenso häufig ihren Namen oder ihre Topologie. Im Jahre 1716 wurde sie unter dem Namen Carolina in die Karten eingetragen, und danach, weil Franz Joseph auf der Flucht vor den Türken angeblich seine Krone auf der Insel vergraben hatte (genau am geometrischen Mittelpunkt des von Wasser umgebenen Rhombus, hatte der Alchimist des Kaisers notiert), wurde das Eiland in Corona umbenannt. 1717 errichtete Eugen von Savoyen hier eine der modernsten und wehrhaftesten Festungen der Zeit. Außer dieser Festung fanden sich

auf der Insel nur noch harmlose mediterrane Skorpione und Blindschleichen mit gelber Bauchseite, die sich weich und geschmeidig durch das Gras schlängelten. Ein ungarischer Botaniker entdeckte auf der Insel Ada-Kaleh achtzehn Blütenpflanzen, die es nirgendwo sonst auf der Welt gab.

Erst nach fast einem Jahrhundert der Eroberungen und Rückeroberungen kehrte Ruhe auf der Insel ein, so daß ein paar hundert Flüchtlinge, mehrheitlich Piraten aus dem zerfallenden Osmanischen Reich, zwischen den Ruinen der Festung Zuflucht fanden. Es waren Türken, Kirgisen, Araber und Perser, durch Sprachen getrennt, aber im Glauben vereint, die in Jahrzehnten den Weiler errichteten, der dann später in den Wassern untergehen sollte. Sie gaben ihre kriegerischen Neigungen auf und wurden Rahat- und Sugiucverkäufer, brauten Hirsetränk, schmiedeten Kupfer, verarbeiteten Tabak oder wurden schlicht und einfach Fischer. Sie holten sich in Pluderhosen gekleidete Frauen, die in Krügen auf dem Kopf das Wasser herbeitrugen und ihre Kinder erzogen. Als Europas großer Kranker starb, löste sich die türkisch gewordene Insel vom Mutterland ab und trat durch das Plebiszit von 1922 unter rumänische Verwaltung.

Zwischen den beiden Weltkriegen folgte dann die legendäre, die glorreiche, von malerischem Reiz geprägte Epoche der Insel, die von nun an der »Smaragdring am Finger des Königreichs Rumänien« oder »Blütenkorb, der auf der Donau schwimmt« genannt wurde. Die aufeinander folgenden Gouverneure pflogen eine autonome Politik, in deren Folge das ärmliche Dörfchen zu einem kleinen Paradies wurde, als wäre es unmittelbar den Versen des Dichters Ion Barbu entsprungen: »An so einer Türkendonau / Wo auf

grünem Tabakfeld / Gut und Böses' zusammenfällt / Weiß die Feste wird erblühen / Warmes Hissarlik«. Die Moschee umgaben blendend weiße Häuschen, und aus deren Mitte erhob sich das Minarett, auf dem der Muezzin seine Gesänge ausrief. Im achtzehnten Jahrhundert als Kirche der Franziskanermönche erbaut, wurde die Moschee infolge der Wunder, die Miskin-Baba auf der Insel vollbracht hatte, dem Propheten geweiht und erhielt das neue Minarett, an dessen Fuße Miskin-Baba dann auch beerdigt wurde. Aber das größte Wunder der Moschee und sogar der gesamten islamischen Welt war (und ist auch heute noch, da er aus Platzmangel eingerollt in einem Raum der Moschee von Constanța steht) der berühmte Perserteppich, zu jener Zeit der größte der Welt, der den großen Saal der Moschee schmückte. Er war 15 Meter lang, 9 Meter breit und wog fünfhundert Kilogramm. Sultan Abdul Hamid der III. hatte ihn der türkischen Gemeinde der Insel als Zeichen seiner Verehrung für den dort begrabenen moslemischen Heiligen geschenkt. Wer tagsüber auf den legendären Teppich trat und im Gebet die Stirn in seinen unglaublich dicken Flaum versenkte, träumte des Nachts von einem Paradies voll der wollüstigsten und schönsten Jungfrauen und mit Bergen von süßem Brei – wie in den Suren des Koran.

Mutter erzählte mir, als sie ein kleines Mädchen war, seien die Türken mit Wägelchen, denen sie einen Esel vorgespannt hatten, ins Dorf gekommen. Sie verkauften orientalische Spezialitäten: durchscheinenden und wie weiches Glas aussehenden Rahat, Sugiuc, Halva mit Nußkernen, gesüßte Feigen. Und weil die Leute kein Geld hatten, tauschten die Türken ihre Leckereien gegen Eier und Maiskolben. Sie waren sehr kinderlieb und gaben den Ärmsten der Ar-

men – zu denen Mutter gehörte – oftmals die Süßigkeiten auch umsonst. Viele jener Türken, die auf diese Weise durch die Walachei zogen, müssen von Ada-Kaleh gewesen sein.

Aber jenseits dieser geringfügigen traditionellen Betätigungen war der Wohlstand und Ruhm der Insel der Zigarettenfabrik »Musulmana« zu verdanken, die in der Zwischenkriegszeit buchstäblich weltberühmt war. Unzählige junge Türkinnen saßen auf den Arbeitsbänken in der gewaltigen Halle, lachten und scherzten miteinander und rollten auf ihren Handflächen oder auf der Brust die Zigarren, die sie dann behutsam in die Kistchen aus aromatisiertem Holz legten, auf denen »Mareşal«, »Regal«, »Bafra« oder »Ali Kadri« stand . . . Da die Insel porto franco war, mußte die Fabrik keinerlei Exportsteuern entrichten und prosperierte unvorstellbar, wurde für alle großen Königshäuser Europas zum Lieferanten für gekräuselten und parfümierten Rauch. Ein ehemaliger Fischer namens Ali Kadri hatte die Fabrik gegründet und war sehr bald zum »Sultan« der Gemeinde geworden. Sein Palast, neben der Moschee errichtet, war das beeindruckendste Bauwerk auf Ada-Kaleh. »Die gesamte Insel steckt im Bauch von Ali Kadri«, hatte ein Reporter einmal geschrieben. In den dreißiger Jahren war die Insel eine Art Vergnügungsjacht, die inmitten der Donau festsaß. Ihre Straßen waren voller Cafés und Basare, die keine Sperrstunde kannten, Schmuggel und Kommerz reicheten sich unter den duldsamen Augen der Autoritäten die Hände, es ging zu wie in Casablanca. Ausgelöst von einem Haschischkügelchen und einem Löffelchen süßen Gelees, spielten sich unter den dichten Dunst- und Qualmschleiern allerlei Liebesgeschichten ab.

Zum ersten Mal ging die Insel 1948 unter, als die Wel-

len der Geschichte ihr das orientalische Wohlbehagen aus-
trieben. Die Geschäfte wurden verstaatlicht oder geschlos-
sen. Auch die Zigarettenfabrik ging in Staatseigentum über.
Und trotzdem, selbst unter den Kommunisten überlebte
der magische Zauber des Eilands, denn er saß in allen Köp-
fen und Herzen, wenn auch nur wie ein orientalischer Wand-
teppich oder ein Lied. Das für die Rumänen ganz und gar
unvorstellbare Desaster aber folgte, als mit dem Finger-
schnalzen eines künftigen Tyrannen einer der gesegnetsten
Orte vom Erdboden verschwand, als hätte es ihn nie gege-
ben. Als Ceauşescu einige Jahre später Kirchen zerstörte,
als er das historische Zentrum von Bukarest niederreißen
ließ oder als er, ein Tornado in Menschengestalt, die rumä-
nischen Dörfer vernichten wollte, hat die gesamte inter-
nationale Gemeinschaft protestiert. Aber der Mord an der
Insel Ada-Kaleh geschah zu einer Zeit, da der neue Präsi-
dent von allen als Held gefeiert wurde: Er hatte sich dem
Einmarsch der Truppen aus den Staaten des Warschauer
Vertrags in die Tschechoslowakei widersetzt, wurde mit der
englischen Königin in der offenen Kutsche herumgefahren
und hatte Nixons Amerika besucht. An der Nase herumge-
führt, hatten selbst die erbittertsten Dissidenten sich damals
in die Kommunistische Partei Rumäniens eingeschrieben.
Wer hätte da protestieren können, wer hätte das verstan-
den? Einerseits hatten wir einen Nationalhelden und wirt-
schaftliche Interessen, die von diesem Wasserkraftwerk ab-
hingen. Und andererseits eine Handvoll Türken auf einem
Inselflecken zwischen den Wassern . . . Und die kommuni-
stische Propaganda funktionierte bestens: Gewiß, Orschowa,
die alte rumänische Stadt würde verschwinden, dafür aber
würde Neu-Orschowa, eine moderne Stadt in einem moder-